

Ulrich Laepple

Am Netz der Gemeinde knüpfen

Besuche bei alten Menschen

Besuche bei Senioren haben in der christlichen Gemeinde eine lange Tradition und sind aus der täglichen Vernetzungsarbeit der Gemeinde nicht wegzudenken. Die demografische Entwicklung in unserem Land erhöht den Stellenwert dieser Aufgabe und stellt im Blick auf den Gemeindeaufbau vor grundsätzliche Fragen: Wie wichtig sind uns als Gemeinde Besuche bei alten Menschen überhaupt? Zu welchen Gelegenheiten - Geburtstage, Krankheitszeiten? – wollen wir sie besuchen? Doch was ist überhaupt machbar? Wer soll sie machen, diese Besuche, und wie kann man sie organisieren? Was haben die Besuchten davon, was die Gemeinde? Wer sind „die alten Menschen“ heute, wo leben sie und wie leben sie? Was soll und kann bei einem Besuch Gutes geschehen?

Entscheidungen treffen

An diesen vielen Fragen zeigt sich zuerst dies: Eine Gemeinde muss Entscheidungen treffen. Das klingt simpel. Doch viele Gemeinden schreiben Traditionen nur recht und schlecht fort, auch wenn deren Voraussetzungen im Grunde weggefallen sind. Darum stehen Kirchenvorstände zusammen mit den Hauptamtlichen vor der Aufgabe, das Thema „Besuche bei den Senioren“ immer wieder auf die Tagesordnung zu setzen, um zu möglichst klaren Entscheidungen zu gelangen oder getroffene Entscheidungen zu überprüfen.

Das geschieht am besten in einem Dreischritt von „sehen - beurteilen – handeln“. Die erste Aufgabe: „*sehen*“. Wo und wie leben bei uns alte Menschen? Geht es uns mehr um Wertschätzung, die wir bei Geburtstagsbesuchen ausdrücken wollen? Oder sollte uns mehr die Seelsorge am Herzen liegen – bei Kranken und Bewohnern der Altenheime? Hören wir vermehrt, dass ältere Menschen praktische Hilfe im Alltag bräuchten? Welche Signale vernehmen wir aus den nahegelegenen Altenheimen, Pflegestationen, aus der Diakoniestation und aus den Krankenhäusern?

„Sehen“ heißt auch: Wo regt sich in der Gemeinde Engagement. An welcher Stelle ist Verantwortung erwacht? Wo und wofür zeigen Menschen Leidenschaft und Bereitschaft? Welche Möglichkeiten und Begabungen werden sichtbar? Was wird bereits getan?

Die zweite Aufgabe: „*beurteilen*“. Ein Informations- und Diskussionsprozess innerhalb der Gemeinde (zum Beispiel auf einer Gemeindeversammlung und /oder einer Gemeindegemeinderatsklausur) führt zur Einschätzung der Prioritäten: Was ist dringend? Womit beginnen wir? Was können wir uns leisten? Wo übernehmen wir uns? Wo können wir mit anderen kooperieren? Beim „Beurteilen“ kommen unausgesprochene und ausgesprochene theologische Positionen, Traditionen und persönliche Haltungen ins Spiel: Wie „sozial“, wie „seelsorgerlich“, wie „missionarisch“, wie „praktisch“, wie „öffentlich“ ist die Gemeinde ausgerichtet oder will sie sein? Hier liegen Gemeindeprofile vor, die Stärken sind, aber auch Einseitigkeiten bedeuten können.

Die dritte Aufgabe heißt „*handeln*“. Für diese Phase der Planung sollte man sich Zeit lassen. Die Formulierung eines Konzepts und die Vorbereitung von Mitarbeitenden muss wachsen. Man fängt besser klein an, gibt kleinere Ziele vor und meidet das große Wort „flächendeckend“. Unser Tun bleibt fragmentarisch, auch wenn wir das Fragmentarische doch immer auch überwinden wollen.

Alt ist nicht gleich alt

Was oder wer sind „alte Menschen“. Die frisch in Rente gegangenen, von allen Pflichten der Sesshaftigkeit freigewordenen „Jungsenioren“, die nun mit ihrem Wohnmobil auf große Reisen gehen? Der Rentner, der tagsüber immer am Fenster steht, in Trainingshose und Unterhemd und nebenan bei Aldi das Notwendigste zum Essen holt? Die mehr oder weniger Agilen im Seniorenclub und die, die in der Nachbarschaftshilfe seit Jahren in großer Treue ihre Frau stehen? Die Demenzkranke im Altenheim oder die gut gekleidete, gut frisierte und kulturbewusste 85-jährige „Dame“ im Wohnstift? Oder die überforderte Frau mit dem bettlägerigen Mann, den die Schwester der Diakoniestation täglich aufsucht? Die Witwe, die sich nach Kontakt zu den erwachsenen Kindern sehnt, die weit entfernt wohnen? Wie unterschiedlich sind doch die Lebenslagen, wie unterschiedlich die Notlagen! Alt ist nicht gleich alt.

„Beim Namen gerufen“

Doch eines gilt für alle: dass Gott sie „beim Namen gerufen“ hat. Besuchsdienst ist zuallererst Echo und Hinweis auf diese zentrale Wahrheit. Besuchsdienstleute haben es ständig mit „Namen“ zu tun. Sie tragen Namenslisten bei sich, sie drücken den Klingelknopf neben dem Namensschild. Sie wissen: Der Name birgt eine Person in sich. Einen Namen zu haben heißt, eine - vielleicht nach außen verborgene - Geschichte zu haben, eine Lebens-, Familien- und Berufsgeschichte. Sie gehört zur Person, sie führt in vergangene Zeiten, in denen die Besucherin vielleicht noch gar nicht gelebt hat. Diese vergangene Zeit ist kostbar und konstitutiv, sie ist Teil des Menschen und will, wo möglich, zur Sprache kommen.

Ein Zivildienstleistender aus Berlin erzählt, er habe im Altenheim Bert Brechts Sekretärin gepflegt und von der Zeit ihrer Zusammenarbeit mit ihm erfahren. Ich selber erinnere mich an das Glück, als eine über 100jährige Frau aus dem Leben ihres Großvaters ganz lebendig erzählen konnte (damit waren wir ungefähr im Jahr 1850). Oder an den Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet mit der Staublunge, der mir die Welt des Bergbaus erschloss und viel erzählte von Kameradschaft, schwerer Arbeit und ihren Gefährdungen. Oder die Witwe, die von ihrem Mann und von ihrem verstorbenen Kind spricht. Sie lebt allein. Die Fotos an der Wand erzählen von glücklichen Zeiten.

Wenn Besuch von der Kirche kommt, werden meist Fragen des eigenen Lebensverlaufs, des persönlichen Schicksals, der wichtigen Lebensschritte angesprochen. Es sind Versuche der Bilanzierung. Dabei schwingt oft der Aspekt mit: Woher komme ich, wohin gehe ich – und dass mein Leben (hoffentlich) kein Zufall ist, sondern in den Händen Gottes liegt.

Der dreifache Segen des Besuchens

Der erste Segen besteht darin: *Jemand hat Zeit*. Genauer: Jemand verschenkt Zeit. Es ist der Segen des Daseins bei anderen. Viele sagen, es sei ein Segen für beide.

Der zweite Segen heißt: *Jemand lauscht meiner Geschichte*. Ein seltenes Glück, wenn ein Mensch ein Ohr bekommt für seine eigene Geschichte(n), also auf Interesse, auf Resonanz bei einer Besucherin oder einem Besucher stößt. Resonanz heißt „Widerhall“, anteilnehmende Reaktion. Es ist die (nicht allen verfügbare) Kunst des interessierten, aktiven Zuhörens.

„Haben Sie Fotos davon?“ Die alte Dame geht zum Schrank, holt ein Fotoalbum heraus. Das Erzählen wird so lebendig, dass man eine Fortsetzung auf ein nächstes Mal vertagen muss. Leute, die sich auskennen, sagen, dass Fotos - oder andere Gegenstände - Menschen mit Demenz helfen können, an frühere Erinnerungen anzuknüpfen und so in ein Gespräch zu finden.

Der dritte Segen: *Jemand baut mit mir eine Brücke zu Gott*. Wir haben viel Vorsicht eingeübt: „Bloß nicht mit der Tür ins Haus fallen!“ Das ist gut. Aber die Schattenseite ist, dass wir mit diesem Satz auch Gefangene unserer Vorsicht werden können und unser Gegenüber mit seinen Fragen nach Gott allein lassen. Es gibt gute Hilfsmittel, je nach Gelegenheit: Ein Liedvers (wir haben z.Zt. das Paul-Gerhardt-Jahr!), Bonhoeffers „Von guten Mächten“, das gemeinsame Vaterunser, eine kurze Geschichte. Oft folgt darauf der zweite Teil eines Gesprächs - nun mit Gedanken und Worten aus einer tieferen seelischen Schicht.

Ob nicht auch ein ausdrücklicher Segen, eine Segnung am Platze sein kann? Es gibt Situationen – bei kranken, sterbenden, auch dementen Menschen oder bei Trauernden -, wo ein Gespräch an Grenzen kommt oder erst gar nicht entsteht. Ein Segen, ein Segenswort mit körperlicher Berührung kann eine einfache und doch starke Brücke zu Gott sein und von Gott zu diesem Menschen. Das Gesangbuch ist eine Fundgrube guter Segensformulierungen.

Veränderte Bilder von Pfarramt und Ehrenamt

Zunächst: das Pfarrbild hat sich verändert. Der „Pfarrherr“ ist nicht mehr Leitbild, schon darum nicht, weil es sichtlich nicht mehr nur Herren sind, die den Talar tragen. Noch wichtiger: Wir sehen (hoffentlich!) das Pfarramt viel stärker als früher in das Ganze der Gemeinde hineingestellt. Die Pfarrerin oder der Pfarrer hat gewiss eine bleibend eigene Funktion, auch eine wichtige, aber das Pfarramt braucht Ergänzungen durch die Gemeindeglieder, durch Haupt- und Ehrenamtliche.

Gleichzeitig hat sich das Bild der Ehrenamtlichen verändert. Ehrenamtliche sagen bei ihren Besuchen (hoffentlich) nicht mehr: „Ich komme vom Pfarrer.“ Die „neuen Ehrenamtlichen“ wollen auf Augenhöhe kommunizieren, wollen mitdenken und mitsprechen, ernstgenommen werden und ihre Fähigkeiten einbringen, nicht mehr Gehilfen sein. Auch selber bestimmen, wie intensiv und wie lange sie ein Amt übernehmen. Sie wollen klare Absprachen, eindeutige Ziele, einen fest umrissenen Auftrag, um Art und Umfang ihrer Arbeit einschätzen können.

Besuchsdienst bildet

Die Erfahrungen des Besuchens weiten den Horizont, bilden die Persönlichkeit. Aber sie tun dies nicht automatisch. Besuchsdienstarbeit braucht Begleitung. Es gibt allerlei Belastungen, missglückte Besuche, Fragen und Schwierigkeiten unterschiedlicher Art. Darum erscheint mir eine Besuchsdienst-Gruppe unentbehrlich. In ihr können in regelmäßigen Abständen Erfahrungen ausgetauscht werden, womit gleichzeitig Entlastung geschieht. Auch Informationen und Kenntnisse sollen erworben werden, z.B. über die Arbeit der Diakoniestation oder über das System der Pflegesätze, über Fragen wie „Altenheim ja oder nein?“, über Demenzkrankheiten und Regeln der Gesprächsführung. Die Leiterin des nahegelegenen Altenheims, ein Krankenhausseelsorger, ein Arzt der Gemeinde oder eine Mitarbeiterin des Diakonischen Werks können mit großem Gewinn zu besonderen Themen eingeladen werden.

Das Konzept

Es betrifft zunächst die Eingrenzung des Auftrags. Eine Gruppe, die praktische Hilfe organisiert, ist etwas anderes als eine, die Besuche zu den jährlichen Geburtstagen macht. Besucherinnen und Besucher, die alte Menschen in einem bestimmten Altenheim in kürzeren Abständen regelmäßig besuchen („betreuen“), sind wiederum zu unterscheiden von anderen, die Sitzwachen halten oder Trauernde begleiten. Es handelt sich zugleich um unterschiedliche Schwerpunkte der Begabung und des Interesses, also des Anforderungsprofils.

In der Rolle des Pfarrers oder der Pfarrerin liegt erfahrungsgemäß ein kritischer Punkt. Vielleicht tendiert er dazu, die Besuchsarbeit in der Gemeinde zu monopolisieren. Aber vielleicht macht er oder sie auch ungern Besuche oder legt die Schwerpunkte des Dienstes auf andere gemeindliche Tätigkeiten. Letzteres wäre verständlich und völlig in Ordnung. Dann muss eine Besuchsdienstgruppe mit ihrer Arbeit diese Lücke allein füllen. Auf jeden Fall muss die Besuchsdienstarbeit einer Gemeinde organisiert und transparent sein, auch von der Gemeindeleitung mitgetragen werden. Sonst stehen Konflikte ins Haus.

Doch ohne eine geordnete Beziehung zwischen Pfarramt und Ehrenamt wird es nicht gehen. Sie betrifft die Klärung der Leitung der Besuchsarbeit und verlässliche Absprachen darüber, welche Besuche die Pfarrerin oder der Pfarrer, welche die Ehrenamtlichen machen. Die Zusammenarbeit muss den notwendigen gegenseitigen Austausch von Informationen und das Gespräch über gemeinsame Planungen einbeziehen. Arbeitsteilung heißt dann auch, dass alle Arbeit vom gegenseitigen wertschätzenden Umgang auf Augenhöhe geprägt sein sollte.

Zu einem Besuchsdienst mit Konzept gehört die Vernetzung mit anderen Formen der Gemeindearbeit. Ehrenamtliche Mitarbeitende im Besuchsdienst können beim Seniorenclub, bei der Seniorenadventsfeier und anderen Veranstaltungen durch ihre Präsenz und Mithilfe Kontakte auffrischen und vertiefen. Vielleicht wollen sie ihre eigene Arbeit jährlich in einem Gemeindegottesdienst vorstellen. Sie selbst und ihre Gruppe sollten der Gemeinde ja bekannt werden - eine Gelegenheit, dass sie dabei zugleich ein Wort des Dankes hören und Segen und Fürbitte für ihre Arbeit empfangen.

Lebendige Besuchsdienstarbeit verlebendigt die ganze Gemeindearbeit. Sie schafft zahlreiche Kontaktflächen. Nicht nur Besuche bei alten Menschen. Aber die auch. Sie wirken entscheidend an einem missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau mit und werden denen gerecht, die sonst vom Leben der Gemeinde, vielleicht vom Leben überhaupt, abgeschnitten wären.